Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 2 (1961)

Artikel: Meilener Jugenderinnerungen eines Neunzigjährigen
Autor: Haab, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-953845

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MEILENER JUGENDERINNERUNGEN EINES NEUNZIGJÄHRIGEN

Von Heinrich Haab, Schaffhausen

Der Verfasser nachstehender Erinnerungen stammt von der Burg, Meilen, wo er am 14. März 1872 geboren wurde und im mittleren Teil des obersten Hauses aufwuchs. Als Aeltester von drei Brüdern musste er nach dem Besuch der Bergler Schule in der väterlichen Landwirtschaft mithelfen; dann arbeitete er in der Fabrik zur Herstellung alkoholfreier Weine. 1901 wurde er Leiter der Landwirtschaft in der Korrektionsanstalt für Minderjährige in Ringwil, wo er neben anderm die Feuerwehr und den Vorunterricht der Zöglinge leitete. Zehn Jahre später erfolgte seine Wahl als Verwalter der Zwangsarbeitsanstalt in Bitzi-Moosnang, der er bis 1928 vorstand. Seinen Ruhestand verlebte er in Abtwil, dann im eigenen Heim in Bütschwil und seit 1955 im Städtischen Altersheim Asyl Steig, Schaffhausen, wo seine jüngere Tochter als Vorsteherin amtet. — Seine Jugenderinnerungen betreffen Meilen in den Jahren 1880 bis 1900. Red.

Der Rebbau

Meilen war ein ausgesprochenes Weinbaugebiet. Aber die Rebbauern hatten nicht immer rosige Zeiten. Nach der vielen, zeitraubenden Arbeit kam die Sorge um den Absatz des Weines. Als im Jahr 1882 erstmals der falsche Mehltau stark auftrat und zu dessen Bekämpfung das Rebenspritzen als weitere, sehr strenge Arbeit nötig wurde, begann man da und dort Reben auszureissen, und die einst geschlossenen Weinberge bekamen immer grössere Lücken.

In meiner Jugendzeit wurde der Wein vielerorts noch mit alten Trotten ausgepresst. Eine solche stand zum Beispiel an der Kirchgasse, in einem Haus ungefähr dem «Lämmli» gegenüber. Ich weiss noch gut, dass es dort über dem Kennel, durch den der Wein in die Rennstande floss, einen Deckel mit einem Marderschloss hatte, damit niemand Sauser stibiezen konnte. Auch in der Burg oben weiss ich noch von einer Trotte, im Heimwesen, das jetzt Herrn Isler gehört. Drei bis vier Teilhaber hatten Anrecht daran, einer einen Achtel, ein anderer nur etwa einen Sechzehntel. In guten Jahren, wenn es viel Trauben gab, musste ausgelost werden, wer wann und wie lange die Trotte benützen durfte. Mein Vater besass auch ein Anrecht darauf, und ich erinnere mich genau, wie es beim Austrotten der Trauben zuging. Die gemahlenen Trauben wurden auf dem flachen Trottbrett aufgeschüttet, ausgeebnet und mit dicken Brettern quer hinüber bedeckt. Ueber die Bretter legte man die sogenannten «Spangen», zwei dicke Balken, und darauf kamen die «Trottberge», schwere Holzklötze mit Griffen

aussen. Dann wurde der Trottbaum heruntergelassen. Er war zwischen den hinteren «Stüden» (zwei starken, aufrechten Pfosten) mit einer hölzernen Achse, der «Nadel», befestigt. Vorn konnte er mit einer aufrechten dicken hölzernen Spindel auf und ab bewegt werden. Deren Schraube schmierte mein Vater jeweils zuerst mit heissem Unschlitt, den er mit einer Bürste auftrug. An einer Stange, die durch ein Loch in der Spindel gesteckt wurde, drehten zwei Männer und wanden so den langen Trottbaum herunter. Dieser war vorn noch mit einem mächtigen, angehängten Steinklotz beschwert. Wenn dieser Stein nahe beim Boden war, hatte man den stärksten Druck erreicht. Nachher wurde der Trottbaum wieder gehoben und die Trottberge wurden verschoben, «geruckt», wie man sagte. Sie lagen zuerst in der Mitte auf den Spangen, wurden jetzt nach hinten und später noch nach vorn verschoben. Die grösste Hebelwirkung und damit stärkste Kraft hatte der Trottbaum natürlich, wenn die Trottberge weiter hinten gegen die hinteren Stüden lagen. Nachdem man so zweimal die Trottberge «geruckt» hatte und jedesmal natürlich wieder gepresst, wand man den Trottbaum hoch, nahm Berge, Spangen und Bretter weg, um das Pressgut zu «behauen». Da das Trottbett nämlich keine Gätter hatte auf den Seiten, wurde die Maische seitlich hinausgedrückt. Das Vorstehende schnitt man jetzt ab und verstreute es auf dem übrigen Pressgut. Dann begann das Pressen von vorn.

In meiner Jugendzeit gab es aber neben diesen alten Trotten auch schon neue Wein- oder Mostpressen, die immer mehr aufkamen. Unser Nachbar, Wagner Wunderli, hatte eine solche. Einmal, als wir gerade einen Druck auf der alten Trotte fertig hatten, sagte er zu meinem Vater: «Ich möchte gerne einmal sehen, wie gross der Unterschied in der Wirkung ist. Bringt darum das Pressgut nachher noch auf meine Presse!» Wir brachten mit dieser neuen Presse noch 30 l Saft heraus!

Als 1897 die Fabrik für alkoholfreie Weine sich als Domizil Meilen auserwählte, wurde der Absatz der Trauben etwas günstiger. Das Unternehmen hatte aber anfänglich mit technischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die abgefüllten Flaschen wurden im Wasserbad erhitzt, um die Gärkeime abzutöten. Dabei zersprangen aber viele der Halbliter-, Drittelliter- und Literflaschen, und der Traubensaft ging verloren.

Von der Heimindustrie

In jenen Jahren gab es in Meilen noch viele Kleinbauern, die nur wenig Reben und anderes Kulturland hatten. Die Frauen, die den

Sommer über in den Reben arbeiten mussten, suchten im Winter Verdienst durch die Seidenweberei. Im Frühling wurde dann der Webstuhl wieder auseinandergenommen und auf der Winde versorgt.

Die Weberinnen bekamen von den Ferggereien den Zettel für das Gewebe an einer sogenannten «Werpf», einer Strange, die zu einer Kugel zusammengerollt war. In der «Anwinde» liess man das Seidengarn auf den hintern Webbaum haspeln, den man zu diesem Zweck mitnehmen musste. Diese «Anwinde» befand sich im «Höchlig», in «Schiffmann Hangris» Wohnhaus, jenem langen, niederen Gebäude nahe am See. Später war dort auch die Post, als diese vom Lämmliweg (bei der heutigen Bäckerei Kocher) disloziert wurde, bevor sie dann in das Gemeindehaus beim Bahnhof ziehen konnte. Die Häspel in der «Windi» wurden durch ein grosses Schwungrad, das vom «Neuweg» (jetzt Schulhausstrasse) aus gut sichtbar war, von einem geistesschwachen Mann in Umdrehung gebracht. Es wurde erzählt, dass dieser gelegentlich den «Rappel» bekommen habe und dann bisweilen das Schwungrad ruckweise bewegte, so dass die Fäden, die von den Häspeln zu den Spulen liefen, abrissen.

Eine Ferggerei befand sich in Hofstetten, wo bei der «Leihkasse» der Seidenfergger Dolder wohnte. Meine Mutter, die Seide wand, arbeitete aber für einen Seidenherrn in Küsnacht. Ich erinnere mich noch gut, wie ich manchmal zum «Ferggen» per Schiff nach Küsnacht fuhr. Einmal gab es auf dieser Fahrt einen gewaltigen Sturm, so dass der Raddampfer in Erlenbach nicht anlegen konnte und die Schiffleute die eisernen Schieber vor die kleinen runden Schiffsfenster (Bollaugen) ziehen mussten. Im ruhigeren Wasser der Küsnachter Bucht konnte dann das Schiff landen.

Zu der Heimindustrie treibenden Bevölkerung zählte auch «Eiermaa Schaggi» im Winkel, der mit seinem richtigen Namen Hochstrasser hiess und seinen Lebensunterhalt mit Jacquardweberei bestritt. Er war der einzige dieses Gewerbes in Meilen und weit herum.

Die ersten Fabriken

In meinen Kindheitsjahren ging diese Handweberei aber stark zurück, um bald ganz zu verschwinden. Die letzten Weberinnen waren in der Berggegend der Gemeinde zu finden. Damit schwanden die Verdienstmöglichkeiten, denn auch die Anwinde im Höchlig stellte den Betrieb ein. Weibliche Arbeitskräfte benötigte noch die Spinnerei im Wasserfels, wo ein Herr Haupt als Betriebsleiter amtete. Es wur-

den dort auch halb invalide Frauen beschäftigt. Die Gerberei bot für das männliche Geschlecht eine bescheidene Verdienstmöglichkeit. Die Gemeindebehörden bemühten sich in den neunziger Jahren, weitere Industrie in die Gemeinde zu bringen, um damit auch der Landwirtschaft bessere Absatzmöglichkeiten für ihre Erzeugnisse zu schaffen.

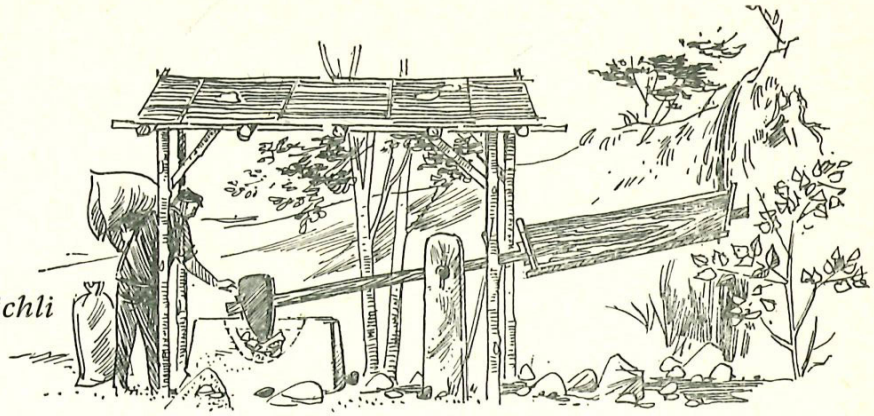
Eine Firma, die sich mit dem Schleifen von Glasperlen befasste, beabsichtigte, ihren Sitz an den Zürichsee zu verlegen. Neben Meilen bemühte sich auch Stäfa um dieses Etablissement. Während den Verhandlungen dieser Firma mit der Gemeinde Meilen telephonierte die Behörde von Stäfa, sie sei bereit, weitere Konzessionen zu machen; die Fabrikdirektion möchte darum nochmals auf ihr Angebot zurückkommen. Die Stäfner erhielten aber den Bescheid, die Unterschriften unter dem Vertrag mit Meilen seien zwar noch nicht trocken, aber soeben gezeichnet worden. Zwischen Beugen und Schellen wurde ein einfaches Fabrikgebäude erstellt (heute Farbenfabrik Vernicolor).

Vom Gewerbe

Es gab im Dorf natürlich auch viele Handwerker, die in jener Zeit noch meist ohne Maschinen auskommen mussten. Ich will nur ein paar wenige erwähnen. Der Rasierer Guggenbühl, genannt «Sare Heiri», sorgte dafür, dass Haar und Bart nicht in unerwünschte Länge wuchsen. Er ging wöchentlich auch ins Kundenhaus, um die Männer einzuseifen. Damit sich die Bevölkerung Meilens nicht «unbehütet» ins Freie begeben musste, sorgten kunstfertige Leute für Kopfbedekkungen: Frau Modistin Bebie an der Kirchgasse, Kappenmacher Aeberli in Hofstetten und Hutmacher Bolleter im Winkel, der als Symbol seines Berufes über dem Hauseingang auf einer Konsole einen rotgestrichenen Blechzylinder aufgepflanzt hatte.

Die Wasserkraft des Baches wurde mehrfach ausgenützt. Vom Weiher im Zweienbachtobel führte ein grosser Kännel gegen die Obermühle hinunter. Nicht weit vom Obermühleweiher befanden sich die «Lederstampfi» und eine grosse, vom Wasser getriebene Vorrichtung, auf der Küfer Hürlimann im Winkel Wagenachsen zurechtschliff. Er hatte den Weiher wahrscheinlich gepachtet und darin Fische ausgesetzt. Dass auch die Sägerei in der Obermühle und die Spinnerei Wasserfels vom Bach getrieben wurden, ist ja bekannt.

Im Bächlein, das gerade unterhalb der Ortschaft Burg in den Dorfbach fliesst, ist noch heute ein kleiner Wasserfall zu sehen. Bei diesem befand sich unter einem offenen Dach eine Knochenstampfe. Das war



Knochenstampfe am Burgbächli

eine Art Schaukel, die hinten beim Wasserfall einen breiten, hinten offenen Kännel und vorn einen eisernen Stämpfel hatte. Wenn das Wasser den Kännel gefüllt hatte, kippte dieser nach unten, hob den Stämpfel und entleerte das Wasser nach hinten. Dadurch fiel der schwere Vorderteil wieder nieder und der Stämpfel schlug in die tiefe Mulde eines grossen Steinklotzes. Dort hinein leerte man die Knochen, die von der «Metzgete» übrig blieben, und liess sie so langsam zerstampfen. Das Knochenmehl brauchte man als Schweinefutter oder Dünger. Als dann der nimmersatte Papa Staat diese Anlage als «Wasserwerk» taxierte und mit einer Steuer belastete, liess sie der Besitzer, Herr Zollinger auf der Burg, entfernen. Vor wenigen Jahren bin ich wieder einmal dort oben am Tobelrand gestanden, und schaute zum Bächlein hinunter. Von der Knochenstampfe ist aber keine Spur mehr zu sehen.

Vom Verkehr

Der damalige Güterverkehr «Frachtgut» von Meilen nach auswärts wurde – neben dem Zugtierbetrieb – durch den Raddampfer «Biene» bewältigt, dem einzigen Schiff auf dem Zürichsee mit rundem Radkasten. Es waren ihm gewöhnlich einige Ledischiffe angehängt, die ca. 50 bis 70 Meter vom Landungssteg, in der Nähe des damaligen Gerichts- und Gefängnisgebäudes, losgekuppelt wurden. In der Regel war eines dieser Ledischiffe für den Güterverkehr mit Meilen bestimmt und wurde durch «Wyme Ruedi» oder «Wäspi Hans» an den Landungssteg gerudert.

Das linke Seeufer war durch den frühern Bahnbau gegenüber dem rechten in grossem Vorteil, indem eine raschere Spedition von Waren jeglicher Art möglich war. Es wurden dort Fabriken gebaut und die Verdienstmöglichkeit war sicherer. Viele Arbeiterinnen vom rech-

ten Seeufer fuhren täglich des Verdienstes wegen ans andere Ufer. Bei Seegfrörnen pilgerten sie zu Fuss dorthin. Als einmal ziemlich in der Seemitte in dem Eis ein grosser Längsriss entstand, wurde über diesen eine Schiffs- Ein- und Aussteigetreppe gelegt, die nachts beleuchtet wurde.

Für den Personenverkehr dienten die kleineren Schiffe Schwalbe und Taube. Die Bedienung der Dampfschiffe besorgte Jakob Bolleter, bekannt unter dem Namen «Kahnführer Schaaggi», der auch die Aufgabe hatte, beim Herannahen der Schiffe die am Hotel Löwen angebrachte Glocke zu betätigen, um die Personen im Wartsaal zum baldigen Einsteigen aufzufordern.

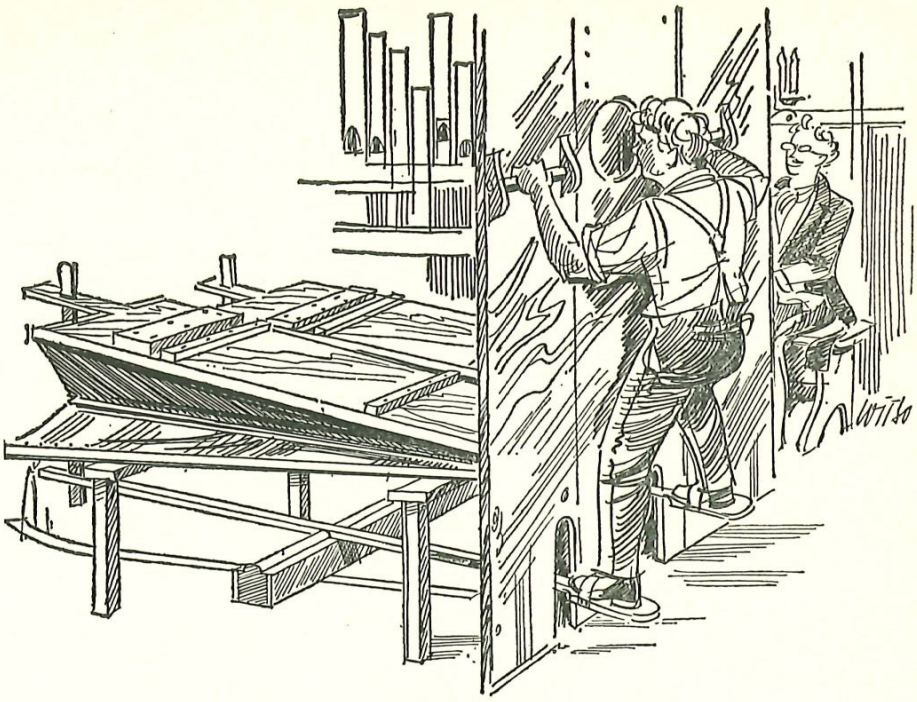
*

Die Strassenverhältnisse waren früher nicht die besten. Vom Dorf führte der Verkehr zur Allmend und weiter nach der Risi, Burg und Unoth nur die steile Kühgasse hinauf. Damals, als man noch nichts von der Motorisierung wusste, wären die Verbesserungen, wie sie jetzt an der Burgstrasse vorgenommen werden, noch viel wertvoller gewesen.

Die grössten Veränderungen im Verkehr und auch für das Dorfbild brachte der Bau der Bahn Zürich-Meilen-Rapperswil (eingeweiht am 14. März 1894). Vorher sah es besonders zwischen dem «Alpenrösli» und der Wirtschaft zum «Schützenhaus» ganz anders aus. Die Strasse zwischen dem Bahnhof und dem Hotel «Bahnhof» lag viel tiefer und wurde beim Bahnbau erhöht. Als die heutige Bahnhofstrasse gebaut wurde, verwendete man für den Unterbau Findlinge aus der Buechstud. An dem Flurweg, der zwischen Bauernhaus und Scheune dieses Hofes durchführt, lag eine Reihe Findlinge, die zu diesem Zweck gesprengt wurden. Das Knarren der Fuhrwerke, die mit diesen Steinlasten ins Dorf hinunterfuhren, liegt mir heute noch in den Ohren.

Von der Orgel

In der Kirche zu Meilen befand sich eine schöne und grosse Orgel. Meine Mutter erzählte, wie sie in Meilen eintraf. Sie wurde auf der Seestrasse hergeführt. An dem Tage, als man sie erwartete, stand eine gewisse Frau, die sogenannte «Dorfzytig», an der Seestrasse unten, bis sie das Fuhrwerk kommen sah. Dann rannte sie ins Dorf und berichtete überall: «Die Orgel kommt, die Orgel kommt! Ich hab' sie gesehen.» Als viel Volk an die Seestrasse hinablief, war auf dem Wagen nur der grosse, neue Hühnerstall für die Gerbe.



Der Orgeltramper

Um die Pfeifen der Orgel zum Tönen zu bringen, befand sich in ihrem Gehäuse ein grosser Blasebalg. «Orgeltramper» mussten die verbrauchte Luft ersetzen; für ihre Arbeit war am untern Ende von vier Stangen je ein Steigbügel angebracht. Sobald durch das Spielen auf der Orgel Luft verbraucht wurde, gingen die Holzstangen in die Höhe und der Orgeltramper musste in die Steigbügel steigen und sie durch sein Körpergewicht hinuntertreten, wodurch neue Luft einströmte. Soviel mir bekannt, war seinerzeit Rudolf Wunderli (genannt de Düdü) Orgeltramper und soll sich derselbe einmal nach dem Gottesdienst geäussert haben: «Hüt hämer doch dundersnett gspilt.» So ganz unrecht hatte er nicht; der Organist konnte lange auf die Tasten drücken; wenn den Pfeifen keine Luft zugeführt wurde, gaben sie keine Töne von sich. – «Landvogt Schaaggi» war lange Jahre Orgeltramper; es machte ihm, seiner geringen Postur halber, oft Mühe, die verbrauchte Luft zu ergänzen. Er äusserte sich hin und wieder, wenn der Organist verschiedene Register zog: «Er tuet wider wie nes Ch . . . .» – Nun haben sich hierin die Zeiten geändert und das Füllen des Blasebalges nimmt keine menschliche Kraft mehr in Anspruch.

Andere Leute

Ende der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts hatte die Heilsarmee in Feldmeilen ihren Einzug gehalten. Der Hausbesitzer, der ihr Unterkunft gewährte, musste froh sein, nicht boykottiert oder gar gesteinigt zu werden. In heutiger Zeit anerkennt man jedoch ihr wohltätiges Wirken zum Wohle der Menschheit.

Von Festen

An Ostern stellte s Muttsche Nänni bei der alten Trotte an der Kirchgasse (gegenüber dem Lämmli) eine Zeine voll gesottene Eier zum Verkaufe auf. Nach dem Tütschen konnte man die Eier für 2 bis 3 Rappen kaufen. Auch führten die beiden Metzger der Sternen- und der Leuenmetzg einen bekränzten Stier und ein Rind durchs Dorf.

Am Sylvester gingen junge Burschen «go chlungere» mit Kuhschellen, und Kläuse zogen abends mit «Chlauschappe», das waren schöne Lichterhüte, umher. Diese hatten inwendig eine Kerze auf einem Brettchen; ihre Flamme beleuchtete die Figuren, die man aus der Hutwand ausgeschnitten und mit farbigem Seidenpapier überklebt hatte. – Von einem Samichlaus am 6. Dezember wusste man noch nichts; dagegen feierten die obern Klassen den Schulsylvester, der aber mit dem richtigen Altjahrabendtag zusammenfiel, weil man zwischen Weihnacht und Neujahr noch keine Ferien hatte.

Vom Schiesssport

Die Bevölkerung von Meilen brachte dem Schiesssport stets grosse Sympathie entgegen. Diese wurde noch gestärkt, als Konrad Glogg von Obermeilen durch den zweitbesten Tiefschuss in der Scheibe «Vaterland» an einem Eidgenössischen Schützenfest als Preis ein silberbeschlagenes Trinkhorn in Empfang nehmen konnte, wie später nochmals Jakob Wagner, Elektriker.

In meiner Jugendzeit gab es in Meilen drei Schiessvereine: Die Standschützen (sogenannte Herrenschützen), der Feldschützen- und der Militärschiessverein, der speziell den Mitgliedern die obligatorische Schiesspflicht zu erfüllen ermöglichte. Demselben gehörten einmal in einem Jahre 121 Mitglieder an.

Ungefähr da, wo sich die «Steinburg» befindet, war meines Wissens ein kleines Gebäude, das als Schützenhaus diente, und gegen den Berghang hin befand sich ein kleines Pultdachgebäude, unter dessen Vordächlein die grossen Buchstaben A B C zur Bezeichnung der betreffenden Scheiben weiss aufgemalt waren; das war der Schiessplatz, bevor derselbe nach dem Eichholz und von dort nach der Bühlen zwischen Hinterburg und Warzhalden verlegt wurde.

Der militärische Vorunterricht war gut besucht. Die Teilnehmer hatten eine einheitliche Kopfbedeckung und Gewehre, die man vom Zeughaus in Zürich beziehen konnte. Die Abschlussprüfungen wurden durch einen Obersten abgenommen.

Von der Burg

Das Dörflein Burg soll die erste Druckwasserversorgung am rechten Seeufer besessen haben. Das von Baumeister Schlatter erbaute Reservoir wurde vollständig aus dem Material eines einzigen Findlings erstellt. Der mächtige Rotackerstein lieferte genug Steine für die vier Mauern.

Die einstigen sogenannten «Hausreben» hinterhalb der Burg sind seither in Wiesen verwandelt worden. 1960 soll sich der Inhaber der Firma Frank dort eine Villa erbaut haben. Dieser Name war den Schulbuben der siebziger Jahre gut bekannt. Wir benützten seine Cichorienpäcklein, schnitten sie in Streifen, klebten sie auf die Titel der Lesestücke unserer Schulbücher und zogen sie wieder ab, so dass sie schön rot verziert waren. Die Mädchen haben sich gelegentlich die Backen damit rot angemalt.

Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Verhältnisse im allgemeinen. Eines hat sich auf der Burg nicht geändert: die Wirtschaft zur Burg. Diese soll 1676 durch den Untervogt H. J. Wunderli erbaut worden sein und befindet sich heute noch im Besitze der Nachkommen Wunderli.

Die Wunderli nahmen einst in Meilen eine dominierende Stellung ein. Sie hatten drei Hauptstämme: Wunderli-Küfer, Wunderli-Bogenmann und Wunderli-Isenkrämer. Auf der Burg existierten zu meiner Zeit drei Familien mit Namen Wunderli: Wunderli-Gubler, genannt s Gschwornes, Wunderli-Bebie, genannt s Wagners, und Wunderli zur Wirtschaft, genannt s Schützenmeisters, die jedoch in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu einander standen.

Durch die Motorisierung ist die Burg der Aussenwelt näher gerückt. Damals war es eine kleine Reise, wenn ich als Bub der nachmaligen Generalsfamilie Wille in Feldmeilen, genannt s Hamburgers, Blumenkohl brachte. Den Vater des Generals (Dr. François Wille), einen eher kleinen Mann, kannte ich gut. Wohl in Anbetracht meines weiten Weges liess er mich meistens mit neuem Most, Brot und Käse bewirten.

So vieles ist heute anders – auf der Burg, wo sich der Wert der Grundstücke gewaltig gesteigert hat – und erst recht im Dorf. Wer dieses vor 60 Jahren verliess, kennt sich dort kaum mehr aus. Das Weltenrad dreht sich, ohne dass jemand imstande wäre, dasselbe aufzuhalten oder ihm eine andere Richtung zu geben. – Ich gehe mit dem Dichter Friedrich Schiller einig: «Das Alte stirbt und neues Leben blüht aus den Ruinen.»

Ueber uns ist ein Lenker, der die Menschenschicksale leitet; vertrauen wir ihm und legen unser Dasein in seine väterliche Hand; dann sind wir geborgen und nicht verloren.

EUGEN ZELLER, FELDMEILEN

Von Walter Weber und Dr. Gubert Griot

Sein Leben

Eugen Zeller entstammt einem alten Stadtzürcher Geschlecht; am 3. November 1889 geboren, verbrachte er in Zürich-Unterstrass eine frohe Jugendzeit. Mit seinem Vater, der Kantonsingenieur für Wasserbau (Flusskorrektionen) war, oft auch mit der Mutter, einer geborenen Waadtländerin, und seinen Geschwistern, lernte er auf grösseren Fusswanderungen seine engere und weitere Heimat kennen und lieben. Dem Wunsch seines Vaters folgend, durchlief er bei klar sich offenbarender künstlerischer Begabung das kantonale untere Gymnasium und studierte nach bestandener Maturitätsprüfung 1910 bis 1914 an der ETH. Als eifriger Architekturstudent gewann er für die zeichnerisch-architektonische Aufnahme des Freulerpalastes in Näfels die Preismedaille der Hochschule und wirkte bereits an der architektonischen Illustration des vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins herausgegebenen Werkes «Das Bürgerhaus in der Schweiz» (Bände Zug, Glarus und Zürich) sowie an architektonischen Aufnahmen im Schloss Hallwyl mit (1913). Das Jahr 1914 brachte den Abschluss seiner Architekturstudien und die endgültige Berufswahl: er wählte den Weg des freien Künstlers.

Seine künstlerische Ausbildung erwarb sich Eugen Zeller durch einen nach der Kantonsschulzeit eingeschalteten zweijährigen Besuch der Kunstgewerbeschule Zürich, durch einen siebenmonatigen Aufenthalt bei seinem älteren Künstlerfreunde Otto Meyer-Amden und nach dem Ersten Weltkriege – zwei eidgenössische Kunststipendien ermöglichten es – durch Reisen nach Deutschland (Berlin), Italien (Rom, Terracina, Florenz) und Frankreich; in diesem Land hielt er sich besonders in Paris und auf der Insel Poiquerolles an der Riviera auf. Zwei spätere Reisen führten ihn nach Spanien. Für das Kunsthaus Zürich entstanden Kopien nach alten Meistern im Louvre, Paris, und im Kaiser Friedrich-Museum, Berlin.